

Teller im Topf von Marlin de Haan

Auch wer sich in Düsseldorf gut auskennt, hatte vermutlich noch keinen bewussten Kontakt mit dem Gerhart-Hauptmann-Haus | Deutsch-Osteuropäisches Forum. Und das, obwohl es als öffentliches Gebäude in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs liegt. Dies ist vielleicht zunächst wenig überraschend, denn Düsseldorf ist eine große Stadt mit vielen Sehenswürdigkeiten.

Mein erster Kontakt mit dem Haus entsteht im Rahmen einer Probe der Regisseurin Marlin de Haan für eine neue Recherche, aus der eine Inszenierung mit dem Titel „Teller im Topf“ hervorgehen soll. Das Haus begrüßt uns mit einem leicht tristen, mechanisch steif wirkenden Glockenspiel einer deutsch-osteuropäischen Hymne. Zweimal täglich läutet das Glockenspiel. Viele Wappen, die ich nicht kenne, schmücken den grauen, in die Jahre gekommenen Putz der Stiftung. Die Klänge und die Wappen dienen der Erinnerung. Aber an was sollen sie eigentlich erinnern?

Die Umbenennung des Hauses von „Stiftung Haus des Deutschen Ostens“ zu seinem jetzigen Namen im Jahr 1992 weist auf eine Transformation des Hauses hin – von einem Erinnerungsort für jene, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland umgesiedelt wurden, zu einem Dialograum für deutsch-osteuropäische Themen. Aber inwieweit lassen sich Erinnerungsort und Dialograum trotz Umbenennung voneinander trennen? Die Wappen an der Außenwand tauchen auch im Innenraum immer wieder auf. Sie sind Überreste ehemaliger Ostgebiete und weisen eben doch in Richtung Erinnerungskultur.

Genau hier, im Spannungsfeld von dem, was noch erinnert werden will, und der Notwendigkeit, der Komplexität eines geschichtlich vielschichtigen Gefüges Raum zu geben, setzt Marlin de Haans Recherche an – genau dort, wo man eigentlich nicht so gerne hinschauen möchte: unter die eigene Fußmatte. Die Regisseurin tut dies, indem sie das Haus zur Bühne seiner selbst werden lässt, und das Publikum in einer öffentlichen Probe dazu einlädt, das Haus mal stark reglementiert, mal frei und selbstgeleitet zu erkunden.

Man trifft sich im „Blauen Raum“. Dort ist Aushalten angesagt: Aushalten eines zunächst unangenehmen Schweigens, umgeben von Menschen, die man nicht kennt. Auch ich bin Teil der Gruppe, die sich im Blauen Raum, der tatsächlich ziemlich blau ist, versammelt. Unterschiedlichste Möbel warten darauf, dass auf ihnen Platz genommen wird. Darunter befinden sich einerseits altertümlich aussehende Schränke und Bänke sowie standardisierte, klassisch graue Konferenztische, die zu einem U geformt sind. Nach kurzer Verunsicherung, ob dies nun auch der richtige Ort ist, sichtbarer Irritation über das ungewöhnliche Mobiliar und Neugierde, was wohl als Nächstes passiert, füllen sich die Sitzmöglichkeiten. Ich schnappe hier und da Gesprächsfetzen auf. Manche unterscheiden sich nicht vom

üblichen Sonntagsbrunch, wohingegen andere tiefe Einblicke in eine Expertise über ehemalige Ostgebiete erahnen lassen. Abgesehen von den Gesprächen und einer Ankündigung, dass es gleich losgeht, passiert zunächst nicht viel. Es wird unter den Besucher*innen gemunkelt, dass sie selbst Teil der Performance sein könnten. Und damit liegen sie gar nicht so falsch. Denn auf den „Blauen Raum“ folgt – wider Erwarten – keine performative Darbietung, sondern ein Rundgang durch das Gebäude. Dieser löst verschiedene Assoziationen, Gefühle und Fragen aus – Gefühle, die mich im Nachgang nicht richtig loslassen. Einerseits wundere ich mich, was ich in diesem Haus eigentlich soll, denn ich komme mir vor wie ein Fremdkörper, während ich durch seine leeren, dunklen Flure wandere, vorbei an müde gewordenen, in die Jahre gekommenen Ausstellungsplakaten. Andererseits begleitet mich ein beklemmendes Gefühl, das ich nicht ganz einordnen kann.

Meine Beklemmung mag sehr wohl dem grüngrauen PVC-Boden und den müden Plakaten geschuldet sein, die nicht gerade einen Dopamin-Hit in meinem Gehirn erzeugen. Aber was würde es bedeuten, anzunehmen, dass meine Beklemmung das Produkt von etwas anderem ist? Könnte sie der Frage nach dem Umgang mit einer schwer verdaulichen Vergangenheit geschuldet sein? Einer Vergangenheit, die diskursiv nur wenig Raum findet und sich somit anderweitig ihren Platz sucht. In den Worten von Christina Sharpe gesagt: „The past that is not past reappears.“ Wenn wir bei dieser Annahme bleiben, dass die Beklemmung das Ergebnis einer unaufgearbeiteten, wiederkehrenden Geschichte ist, kann man davon ausgehen, dass das Gebäude des Gerhart-Hauptmann-Hauses viel mehr ist als ein Gebäude, in dem Veranstaltungen, Diskurse und Dialoge stattfinden. Es ist ein Ort, der Geschichte in ihrer Unaufgeräumtheit in sich trägt und sie spürbar macht, sobald man das Haus betritt.

Auf den Rundgang folgt eine Inszenierung eines Theaterstücks von Helen Brecht. Auch hier sind wir gefordert, mitzumachen. Es gibt keine klare Sitzordnung, aber es gibt eine Performance. Die alte Heimat, das Moos und ein Grenzgänger verhandeln unterschiedliche Perspektiven auf die Geschichte und Erlebnisse mit den ehemaligen Ostgebieten. Auch das Publikum hat eine eindeutige Rolle im Stück – als Gemeinschaft. Es darf in einer Paradies-Szene, in der es um die Vertreibung von Adam und Eva geht, mitspielen und laut in das Theaterstück rufen. Es ist befreiend, dies zu tun, nach der Erfahrung der Schwere, die das Gebäude mit sich trägt.

Zuletzt gibt es ein Gespräch mit den Zuschauenden darüber, ob es wichtig ist, sich zu erinnern. Ja, darüber ist sich das Publikum einig. Auch wenn nicht ganz ersichtlich wird, woran wir uns erinnern sollen und warum, ist klar, dass Marlin de Haans Arbeit ein Thema beleuchtet, das zwar in Vergessenheit geraten ist – und vielleicht gerade deswegen besonders viel Gesprächsbedarf mit sich zieht.